



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus VI, 24-33. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Niemand kann zwei Herren dienen; denn entweder wird er den Einen hassen und den Andern lieben, oder er wird sich dem Einen unterwerfen, und den Andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ — „Darum sage ich Euch: Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Speise, und der Leib mehr als die Kleidung?“ — „Betrachtet die Vögel des Himmels! sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid ihr nicht vielmehr als sie?“ — „Wer unter euch kann mit seinen Sorgen seiner Leibeslänge eine Elle zuziehen?“ — „Und warum sorget ihr ängstlich für die Kleidung? Betrachtet die Aelien auf dem Felde, wie sie wachsen! sie arbeiten nicht und spinnen nicht; und doch sag' ich euch, daß selbst Salomon in all' seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist, wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde, welches heute steht und morgen in den Esen geworfen wird, also kleidet, wie viel mehr euch, ihr Kleingläubigen!“ — „Sorget also nicht ängstlich, und saget nicht: Was werden wir essen, oder was werden wir trinken, oder womit werden wir uns kleiden? Denn nach allem diesem trachten die Heiden. Denn euer Vater weiß, daß ihr alles dessen bedürftet.“ — „Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; so wird euch dieses Alles zugegeben werden.“

Die Kirche Jesu Christi.

XII.

Daß in unjeren Tagen das Streben nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit allzusehr in den Hintergrund tritt, läßt sich wohl nicht leugnen. Um so mehr macht sich andererseits das Streben nach irdischen Dingen bemerkbar. Wer aber die irdischen Dinge höher schätzt, als Gott und sein Gesetz, der dient (um mit den Worten des Herrn zu reden) dem „Mammon“, anstatt Gott zu dienen.

In der Legende des hl. Arsenius. lesen wir, es sei ihm ein Engel des Herrn einst erschienen, der also zu ihm sprach: „Komm mit mir und ich will dir zeigen, was für eine Verwandnis es habe mit den Werken der Menschen.“ — Der Engel führte ihn nun im Geiste in viele Gegenden und ließ ihn da manches schauen. Unter andern sah Arsenius einen großen, prachtvollen Tempel, in dem eine kleine Pforte führte; gegen diese Pforte hin bewegte sich ein Reitersmann auf seinem Pferde; der hielt ein langes Stück Holz aufrecht in seiner Hand und wollte zu der kleinen Thür hinein, aber das lange Holz, das er in der Hand hielt, hinderte ihn am Eintritt. Da er es aber nicht niederbeugen wollte, so war all sein Bemühen vergebens; er mußte vielmehr unverrichteter Dinge weiter ziehen, ohne den Eintritt in den Tempel gefunden zu haben. — Die Bedeutung des Bildes ist, lieber Leser, nicht so sehr schwer; unter dem Reitersmann sind diejenigen zu verstehen, die sich auf den Besitz irdischer Dinge sehr viel einbilden, die das Holz des Mammon stolz auf der Schulter tragen;

vergeblich ist ihr Bemühen, durch die enge, schmale Pforte, die zum Himmelreich führt, einzutreten, denn der Herr hat nicht umsonst das mahnende Wort gesprochen: „Es geht leichter ein Kamel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in den Himmel.“ — und wieder im heutigen Evangelium, wie wir oben lasen: „Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen!“ — Wenn aber die Reichen den Eintritt ins Himmelreich nicht finden, so ist es nur ihre eigene Schuld; wie es die Schuld jenes Reiters war, wenn er zu der kleinen Pforte nicht hinein konnte, da er das Holz nicht senken wollte, wie es doch notwendig gewesen wäre, um hineinzukommen. Doch, um das Gleichnis nicht noch weiter fortzuspinnen, sagen wir: Auch den Reichen ist der Eingang in den Himmel offen, wenn sie ihre Güter nach Gottes Willen verwenden; wir sehen dies aus dem Beispiele vieler Könige und Fürsten, die durch einen gottseligen Lebenswandel eingegangen sind in die Glorie des Herrn. Wie es sich also bei jenem Reitersmann um die Wendung des Holzes gehandelt hat, so wird es sich hier bei den Reichen um die Anwendung des Reichthums handeln, falls sie den Eintritt in die Pforte gewinnen wollen. — Der Reichthum an und für sich ist noch nicht Sünde, wohl aber die leidenschaftliche Gier, ihn zu besitzen oder zu vermehren, ist Sünde. Darum sagt der Apostel Paulus in seinem ersten Sendschreiben an Timotheus: „Nicht jene, die reich sind, sondern jene, die reich werden wollen, fallen in Verführung.“

Wir kehren nun zu unsern Betrachtungen über die Kirche Jesu zurück. In jogen gebildeten Kreisen begegnet man in unsern

Kirchenkalender.

- Sonntag, 24. August.** Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten. Bartholomäus, Apostel. Evangelium nach dem h. Matthäus 6, 24-33. Epistel: Galater 5, 16-24. St. Lambertus: Feier des 13-stünd. Gebetes. Morgens 6 Uhr Aussetzung des allerheiligsten Sacramentes, 9 Uhr feierl. Hochamt. Abends 7 Uhr feierliche Komplet und Lebeum. St. Martinus: Nachmittags 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marianische Männer-Sodalität.
- Montag, 25. August.** Ludwig, König. St. Lambertus: Prozession nach Kevelaer. Morgens 5 Uhr Pilgermesse. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht. Franziskaner-Klosterkirche: Fest des hl. Königs Ludwig, des Patrons des III. Ordens vom hl. Franziskus. Morgens 6 1/4 Uhr feierliches Hochamt für die Mitglieder des III. Ordens. Nach demselben wird die General-Abolution erteilt.
- Dienstag, 26. August.** Samuel, Prophet.
- Mittwoch, 27. August.** Gebhard, Bischof. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Danksgangmesse der Pilger.
- Donnerstag, 28. August.** Augustinus, Bischof und Kirchenlehrer.
- Freitag, 29. August.** Johannes Enthauptung.
- Sonntag, 30. August.** Noja von Lima, Jungfrau. St. Lambertus: Morgens 6 Uhr hl. Messe mit Segen zum Schluß.

Zagen gar seltsamen Anschauungen über die Kirche Gottes; gar gnädig glaubt man sich aber noch zu äußern, wenn man sagt: In den früheren barbarischen Zeiten hat die Kirche außerordentlich gut gewirkt, und auch jetzt ist sie vom größten Nutzen bei den barbarischen Völkern; wo aber die Bildung der Menschheit weit vorgeschritten ist, da braucht man die Kirche nicht mehr; da kann und wird sie aufhören." — Die so reden, lieber Leser, sind eben Ungläubige; sie haben bloß für die natürliche Bildung des Menschen auf dieser Welt ein wenig Sinn; an Christus, als den Gottmenschen, als Erlöser von der Sünde und Führer in das herrliche Leben der himmlischen Glorie, glauben sie nicht; wer will sich also wundern, wenn sie so, wie sie es thun, über die Kirche Jesu reden? Und doch! Mag die natürliche Bildung der Menschheit fortschreiten bis zu einer Vollkommenheit, die nur immer denkbar ist — für das übernatürliche Leben der Gnade und Glorie braucht doch jeder Mensch und jedes Volk das Christentum und die Kirche, und zwar das ganze Christentum, die wirkliche Kirche, gerade so, wie Christus sie angeordnet hat.

Darum ist es aber auch einleuchtend, daß die Kirche unveränderlich bleiben muß; könnte sie sich verändern, so würde sie ja nach der Veränderung eine andere sein, als sie zuvor gewesen: sie wäre also auch nicht mehr die rechte, die wahre Kirche, die der Herr gestiftet hat. So muß sie also immer und überall dieselbe Offenbarung Gottes als ihre Lehre verkünden; sie muß immer und überall dieselben sieben Sakramente spenden, nicht weniger, nicht mehr, nicht andere; sie muß immer und überall dasselbe hl. Messopfer darbringen, darf es nicht verändern oder gar aufgeben; die lehrende Kirche muß immer aus den rechtmäßigen Nachfolgern der Apostel bestehen, unter dem rechtmäßigen Nachfolger des hl. Petrus, als dem Oberhaupt der ganzen Kirche; sie muß endlich immer dieselben drei Vollmachten ausüben: die Menschen zu lehren, zu heiligen und regieren, wie ihr göttlicher Stifter es angeordnet hat. Und wenn neue Irrlehren auftauchen, so darf die Kirche nicht etwa eine neue Lehre dagegen aufstellen, sondern sie muß aus der alten Offenbarung — die in der hl. Schrift und in der Tradition hinterlegt ist — die wahre Lehre ihres göttlichen Stifters klarer ins Licht stellen und wirksamer den Gläubigen einprägen. Thatsächlich hat die lehrende Kirche es so gehalten gegenüber allen, im Laufe der Jahrhunderte aufgetauchten Irrlehren — aber verändert hat die Kirche sich niemals, wie Christus, ihr göttlicher Stifter und ihr Haupt, sich nicht verändern kann: sie ist und bleibt unveränderlich.

Freilich sind oftmals solche aufgetreten, die wesentliche Veränderungen vornehmen wollten; allein mit diesem ihrem Beglücken hörten sie auch auf, Glieder der wahren Kirche Jesu zu sein; es sind die Stifter der Sekten, der Kirchenpaltungen: sie fielen von der Kirche ab, wie ein verdorrter Zweig, der von einem lebendigen Baume abgebrochen wird, damit er der Entwicklung des Baumes nicht schade.

In der Kirche aber können alle Menschen jederzeit das finden, was ihr göttlicher Stifter zum Heile der Menschheit angeordnet hat. Sie kann weder etwas davon verlieren noch auch die Merkmale einbüßen, so daß man sie nicht mehr als die einzig wahre Heils-Anstalt Christi erkennen könnte. Wohl uns, lieber Leser, wenn wir dieses nicht nur immer besser erkennen, sondern auch die Gnaden immer eifriger beaugen, die unser Herr uns durch Seine hl. Kirche vermittelt.

Appetitlosigkeit im Sommer.

Von Dr. med. Th. Höpeln.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Appetit beim Menschen im Sommer geringer

zu sein pflegt, als im Winter. Im Sommer braucht der Mensch zur Erzeugung der Eigen- oder Körperwärme weniger Nahrungszufuhr. Es ist also ganz verkehrt, an heißen Tagen so viel und so nahrhaft essen zu wollen, wie in kalten Tagen. Die Natur zeigt uns schon den Weg. Die warme Jahreszeit bringt die verschiedensten Früchte, die mannigfachsten Gemüße. Der Genuß von Obst und Salat kühlt das Blut und verhindert Magenüberhitzung oder gar Entzündung, die naturgemäß Appetitlosigkeit nach sich ziehen. Wichtig zu essen und zu trinken ist eine Kunst, die gelernt sein will. Der moderne Mensch ist im allgemeinen viel zu viel, zumal im Sommer, wo der Organismus so wenig Zufuhr gebraucht, besonders wenn dem Körper keine besonderen Anstrengungen zugemutet werden. Man kann leider heute nicht mehr sagen, der Mensch ist um zu leben, sondern er lebt um zu essen. Essen ist für unendlich viele Menschen die erste Lebens Sorge und der höchste Genuß geworden. Der zur Mäßigkeit geborene Organismus wird künstlich zum Vielleser gemacht. Der natürliche Appetit ist das Mahnen des Körpers, daß neue Zufuhr von Speise und Trank nötig ist. Wird der Appetit nicht befriedigt, so tritt in weiterer Folge der Hunger ein, als Zeichen, daß der Magen das unangenehme und peinigende Gefühl der Leere und Unthätigkeit durch Nervenaffekt zum Bewußtsein bringt. Den Hunger spürt man vorzugsweise im Magen, den Durst dagegen meist in der Kehle. Hunger ohne Appetit ist schon eine krankhafte Erscheinung, und das, was so genossen wird, kann dem Organismus nicht von normalem Nutzen sein. Der moderne Magen ist vielfach entartet, er ist nervös geworden, der moderne Appetit ist bei sehr vielen Menschen keine natürliche Mahnung mehr, es ist eine künstliche Reizung, der Magen hunger ist ein Gaumen hunger geworden, der Mensch ist nicht mehr allein zur Stärkung, er ist auch zum Vergnügen. So kommt es, daß das Hungergefühl rasch wieder verschwindet, wenn es nicht zur gewohnten Zeit gestillt wird. Der gesunde Hunger steigt und fällt mit dem wirklichen Bedürfnisse des Organismus nach festen Nahrungsmitteln, also mit dem tatsächlichen Verbrauch von Körperbestandteilen. Und dieser Verbrauch ist bei vielen Menschen sehr gering. Ein Kind, welches wachsen soll, ein Mann, der stark körperlich arbeitet, ein Rekonvaleszent, alle diese hungern mehr und öfter als ausgewachsene Menschen, oder Leute, die nichts thun. Niemand sollte mit gefülltem Magen zu Bette gehen, besonders nicht im Sommer, denn sonst sind unruhiger, wenig erfrischender Schlaf die Folge. Am andern Morgen hat man Kopfschmerz und leidet an Appetitlosigkeit. Alle sogenannten Nachtesser werden selten alt; sollte dieses ausnahmsweise doch einmal geschehen, so werden sie im Alter von den verschiedensten Leiden gequält werden. So trägt die Mäßigkeit stets den Lohn in sich selbst, denn nur der Gesunde kann wahrhaft lebensfreudig, wahrhaft arbeitslustig sein. Wer aber zu oft und zu viel isst, der wird träge im Geiste, müde am Körper, er leidet stets an Verdauungsbeschwerden und Appetitlosigkeit.

Appetitlosigkeit ist das verbreitetste Uebel der Neuzeit, es hängt innig zusammen mit dem Magenkatarrh, wo die Magenschleimhäute gerötet und gedunsen sind und einen reichlichen Schleim erzeugen. Der Magen ist aber nicht krank, weil zu viel Schleim da ist, sondern der Schleim entstand eben durch die vorhandene Krankheit. Appetitlosigkeit und Magenkatarrh entstehen meistens, wenn der Magen durch zu große Mengen von Speisen oder Getränken überladen wurde. In diesem Zustande sollte man dem Magen gar nichts anbieten, man sollte hungern und so lange frisches Wasser trinken, bis der Magen wieder leer und gesund ist. Im Sommer kann man diese Entleerungskur noch durch den Genuß von reifem, säuerlichem Obst unterstützen. Der Genuß solcher Obstes ist für jeden Magen gesund. Wer Obst in größeren Mengen

nicht mehr vertragen kann, der gewöhne sich langsam wieder daran. Nur ein ganz und gar ruiniertes Magen wird und kann sich nicht mehr an Obstgenuß gewöhnen, denn der Mensch ist von Natur aus ein Obst- und Früchteesser.

So lange die Zunge noch belegt ist, so lange ist der Magen noch krank. Das beste und sicherste Zeichen eines völlig gesunden Magens ist aber eine reine, unbelegte Zunge. So lange dieses nicht der Fall ist, so lange die Zunge noch ganz oder auch nur teilweise belegt ist, kann der richtige Appetit sich nicht einstellen, so lange muß man noch Diät üben. Man kann diese enthaltene Diät auch durch einige unschuldige Hausmittel unterstützen. Stößt man nämlich sauer auf, so nehme man zwei- bis dreimal täglich eine Messerspitze doppeltkohlen saures Natron oder einen Teelöffel voll kohlen saures Magnesia. Letztere ist ein sehr leichter Stoff, der sich nicht in Wasser löst und auch nur schwer angerührt werden kann. Man gießt am besten das Magnesiapulver auf das Wasser in einem Trinkglaße, nach kurzer Zeit sinkt das Pulver selbst unter, dann erst rührt man und trinkt. Stößt man jedoch ranzig auf, so lasse man diese Mittel weg, da hilft ein guter Cognac besser.

Will bei richtiger Diät die Appetitlosigkeit nicht weichen, so liegt ein anderes Leiden vor. Die Appetitlosigkeit ist nämlich die stete Begleiterin jeder Krankheit, mag sie akut oder chronisch sein. Daß beispielsweise der Appetitmangel und das Fasten bei Fieberkrankheiten im Heilbestreben der Natur liegt, geht schon allein aus dem auffallenden Umstande hervor, daß während des Fiebers kein Magen saft abgesondert wird, der Kranke also einfach nicht verdauen kann. Jede Nahrungszufuhr, jede übermäßige wenigstens, kann nur schädlich sein. Der Mensch kann nämlich ungeheuer lange ohne feste Nahrungsmittel leben. Gesunde Menschen ertragen Hunger und Durst gewöhnlich nur acht Tage lang, kranke Leute dagegen können bei Wassergenuß 50 bis 60 Tage ohne Nahrung bleiben. Es verhungert sich also nicht so leicht.

Wer an Appetitlosigkeit leidet, suche daher seine Leiden nicht durch scharfe, reizende oder medikamentöse Mittel zu vertreiben, sondern durch vernünftige Diät, durch Mäßigkeit im Essen und Trinken, durch Arbeit, Bewegung in frischer Luft, durch Reisen oder Sport. Es ist Sache eines Jeden, für seinen Körper das Richtige zu suchen und zu finden.

Die Poesie der Sommersprossen.

Aesthetische Skizze von Dr. Hubert Sandt.

„Pfui!“ höre ich im Geiste meine lebenswürdigen Leserinnen ausrufen. Sommersprossen und poetisch? So wenig wie Tag und Nacht, sauer und süß, zusammen gehören, so wenig schön und häßlich sich zu einander gesellen, so wenig können jene widerlichen braunen Flecke, die auch das einnehmendste Antlitz zu entstellen vermögen, etwas mit der Poesie gemeinsam haben! Und doch, halt ein! Zunächst behaupten wir ja nicht, daß jene, bekanntlich unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen in der Schleimschicht der Oberhaut sich bildenden „Märzen-“ oder „Lautflecken“ als ein Attribut der Schönheit von der Poesie verherrlicht werden. Diese hat vielmehr einzig die Aufgabe, freudeberklärend und leidverföhnend auf des Erdenpilgers Leben einzuwirken, und wenn sie dies vermag, fürwahr, dann hat sie als guter Genius der Menschheit ihres heiligen Amtes vortrefflich gewaltet! Wie, wenn sie nun in letzterem Sinne auch hier ihre Aufgabe erfüllte? Wenn sie den „duspfeten“, „gemerlten“ oder „gerleselten“ Menschenkindern, wie man sie in Tirol nennt, den armen „Getäyelten“, wie sie in Franken und im Elsaß heißen, ein Wort des Trostes spendete über die verpönten Flecken, die als eine immerhin unangenehme Beigabe unserer schönen Jahreszeit empfunden zu werden pflegte? Hauptsache im ganzen Men-

schönen Leben bleibt doch immer, auch dessen weniger erfreulichen Zugaben eine lichte Seite abzugewinnen und den schlimmen Tag auch für gut zu nehmen. Diese einzig praktische Lebensweisheit lehrt uns auch in Bezug auf die Sommerprossen die Poesie! Kein Geringerer als der Dichter des „Liebesfrühlings“, unser Friedrich Rückert, ist es gewesen, der einer mit Sommerprossen bedachten Schönen folgenden köstlichen Spruch spendete:

„Du zürst, in Deinem Spiegel zu entdecken,
Daß auch auf Deiner Wange Frühlingsflur
Der Sommer schon — wie du dich's er-
ledest —

In leichten Fleckchen zeichnet seine Spur.
D, laß den Flor der Nacht den Spiegel decken
Und sieh' hinauf zum leuchtenden Azur!
Dort sind mehr Stern', als auf der Wange Flecken,
Und jeder Stern ist eine Fierde nur!“

Ist das nicht geradezu köstlich gesagt? Was die Sterne am nächtlichen Himmelsgewölbe, das sind jene gelb-braunen Fleckchen auf einem dunkel leuchtenden Mädchenantlitz! Freilich ist's ja nur ein Dichter, der so etwas behauptet, und den Dichtern ist nie recht zu trauen, denn man weiß nie, woran man mit ihnen ist. Das zeigt sich wieder so recht deutlich ebenfalls bei Rückert. Schon frugig muß uns folgendes Sonnett aus dem „Liebesfrühling“ machen:

„Im Sommer draußen als durch Busch und
Hecken
Auf Deinen Fußtritt meiner sich erpichte,
Beklagt' ich Deine Schönheit, daß zu nichte
Darum ein Teilchen wird durch Sonnenflecken.
Jetzt, wo Dich die Erinnerungen wecken,
Vor meinem Geiste stau' ich, wie im Lichte
Du dastehst mit so reinem Angesichte,
Daß ich kein ein'ges Fleckchen kann entdecken.
Was ist das? Ist es wohl der leusche Winter,
Der mit dem Schneeglantz Deine Flecke sauber
Gemacht hat, daß Du strahlst als wie die Lilien?“

Das klingt nun freilich schon etwas anders. Die „Sommerflecken“ erscheinen hier schon als Zerförer der Schönheit des Antlitzes — wie wär's, wenn wir demselben Dichter glaubten, der das Geheimnis der rätselhaften „Flecken“ mit der Deutung löst:

„An der Wange meiner Liebsten steht ein kleiner
Fleck.
Amor hat ihn hingestellt, darum steht er da so fest.
Art'gen Säure um sich verbreitend,
Hier im Garten steht der Mohr,
Daß er vor Verabingung schirme
Amors zarten Blumenstör.“

„Ja,“ lachen meine schönen Lesertinnen, „das läßt sich schon ertragen, ein einziges Fleckchen — das vielleicht nicht einmal zur Gattung der „echten“ gehört!“

Selbst Goethe erwähnt die verpönten Flecken, ein Beweis, wie sehr wir im Rechte waren, wenn wir eingangs für dieselben die Poesie in Anspruch nahmen. Und zwar ist es das unübertroffene Meisterwerk Goethe's, sein „Faust“, das auf die Sommerprossen Bezug nimmt. Im zweiten Teile desselben hören wir eine reizende Blouidine sich an Mephisto mit den Worten wenden:

„Ein Wort, mein Herr! Ihr seht ein klar Gesicht,
Jedoch so ist's im leid'gen Sommer nicht!
Da sprossen hundert bräunlich-rote Flecken,
Die zum Verderb die weiße Haut bedecken.“

Unser Hexenmeister Mephisto ist natürlich sogleich mit einem jener gepriesenen „unsehlbaren“ Hautmitteln zur Hand:

„Schade, so ein leuchtend Schächchen!
Im Mai getuschelt, wie eure Pantberkäthen!
Rehmt Frochlaitch, Krötenzungen, kohobiert,
Im vollsten Mondlicht sorglich destrilliert,
Und wenn er abnimmt, reinlich aufgestrichen
Der Frühlings kommt, die Tuppen sind entwichen!“

Wie wär's, wenn die verehrte Leserin das Mittel einmal probieren möchte? Müht's nichts, so schadet es auch nichts! Würde es ja auch hier heißen. Zimmert hin versucht man ja gern alles, um eine Unzierde, eine Entstellung des Körpers zu beseitigen. Und eine solche bilden die Sommerprossen doch. Wer entsinnt sich nicht jenes Mannes, mit dem uns Friedrich Reuter in seiner „Festungstid“ bekannt macht? „En oller, langer, dröger

Mann, sin Gesicht mit Summersprossen bemalt: er sah schön gel un brun ut“ — nicht wahr, Verehrteste, der reinste Adonis? Und Abraham a Santa Clara, eigentlich Ulrich Regerle geheiß, Hofprediger in Wien, gestorben 1709, dem man gewiß nicht nachsagen kann, er habe die Welt der Unvollkommenheit mit Glacéhandschuhen angegriffen, erzählte einst auf der Kanzel von einer Frau, sie habe ein übelgestaltetes und gar ungeschaffenes Gesicht bekommen, einzell, ganz braunangerisch über und über getüpfelt in dem Angesicht — eine gar possierliche Miniaturarbeit, wobei er leider verschweigt, wodurch das beklagenswerte Weib dies Mißgeschick verschuldet habe.

Und doch ist dies das erste: man muß die Ursache des Uebels kennen, wenn man an die Heilung deselben denken will. Was meint nun die Dichtung hierüber? Daß es nicht mit rechten Dingen dabei zugeht, darüber war man sich ja im allgemeinen einig und zwar stempelte man gern den scheckigen Kuckuck zum Sündenbock. So glaubt man in Niederösterreich heute noch, daß derjenige, der dem Kuckuck nachspottet, unwillkürlich mit Sommerprossen behaftet wird; daher der Name „Kuckiger“, „Guggaschegg'n“.

Der Vogel hat eben im Volksglauben die Macht, seine scheckige Farbe unter gewissen Voraussetzungen auf die Menschen zu übertragen. Erst verhältnismäßig spät dämmerte die Ahnung, daß doch wohl die Sonne nicht ganz unschuldig an den Sommerprossen sei. Daher die Mahnung, einjährige Kinder, wenn man sie vor „Laubflecken“ bewahren will, nicht in die Sonne zu tragen, am allerwenigsten zur Zeit der Sonnenwende. Denn nun steht die Sonne im Zenith und entfaltet ihre stärkste Kraft. Erwachsene dagegen sollen sich vor der Märzsonne hüten — daher die Bezeichnung „Märzenerle“. Eigenartig und gewiß nicht ohne Humor wird die Entstehungsurache unserer vielgeschmähten Fleckchen von der Dichterin Therese v. Arder angegeben; nach ihr verschuldet sie einfach der Reib:

„Er schöpft aus dem Quell
Zwei Tropfen, wandelt sie mit Gifte
In einer gelben Mischung schnell
Und spritzt sie freudig in die Lüste.
Er hat sich nicht zu viel vertraut:
Wohin ein Tropfen sich ergossen,
Da haftet auf der Schwannenhaut
Unheilbar nun ein Sommerprossen.“

„Unheilbar?“ höre ich meine Lesertinnen ängstlich fragen. Nun, da wir keine medizinische Abhandlung schreiben, bleibt uns nichts weiter übrig, als wiederum den Volksglauben, die Dichtung, um Rat zu fragen. Und, Gott sei Dank, diese ist um „ganz unsehlbar“ wirkende Heilmittel nicht verlegen. Freilich sind diese in ihrer Mehrzahl nicht gerade sehr appetitlich; aber was thut's? Hauptsache ist doch, daß sie sicher wirken! So bedienen sich die Schlesier wie die Steirer und Oberpfälzer des Frochlaitches; auch bestreicht man sich wohl in Steiermark mit Baldschnecken.

Aber nicht nur Heilmittel aus der Tierwelt kennt der Volksglaube, sondern auch pflanzliche Medikamente. In Südtirol thut's der Saft der „weinerden“ Neben, in Oberbayern wirkt der bräunliche Saft der Belschnauß und ein Aufguss von Blättern des Nachtschattens Wunder, in Norddeutschland muß der ätzende Saft der Wolfsmilch (Euphorbia) die lästigen „Sonnenplacken“ beseitigen. Allen Heilmitteln aber an Wirkung voran steht der Tau und, wie simpel, das frische Wasser! Kinder sollen vor allem mit Morgentau gewaschen werden, und in der Oberpfalz geht der Geplagte noch vor Sonnenanfang auf die Wiese und wäscht sein Antlitz mit Tau. Waitau, besonders solcher vom 1. des Monats gilt als hervorragend kräftig, und der an den Lehren hängende wirkt unsehlbar: dabei bevorzugen die Schwaben den vom Roggen, die Oberpfälzer den vom Weizen. Aber auch Wasser im allgemeinen thut's, namentlich Märzenschneewasser, mit dem besenchtete Lappchen aufgelegt sehr wirksam sind, und Oster-

wasser, vor Sonnenanfang schweigend geschöpft und nach Hause getragen. Oft kommt es darauf an, wie das Wasser geschöpft wird: gegen den Strom oder, wie in Süddeutschland, umgekehrt! Hier muß man auch darauf achten, daß während des Frühläutens geschöpft wird, während der Norddeutsche den Wind dabei nicht missen mag. In Tirol hält man viel darauf, daß das Waschen im Mondschein geschieht, und im bayerischen Walde gehen die braunfleckigen Dirnen beim ersten Glockentone des Karntags zum Bache und waschen ihr Antlitz, das nun ganz sicher seine ursprüngliche Schönheit und noch etwas mehr wieder erhält. Besser freilich ist's, wenn man für Vorbeugungsmittel sorgt. So legt man z. B. in Norwegen das Kind am Tauf-tage in die Sonne; dann bekommt es niemals Sommerprossen, und auch das Osterwasser besitzt, wie ehemals der Quell Arethusa, eine prophylaktische Kraft.

Was nun verehrteste Leserin? An Mitteln, jene „Farbstoffablagerungen“ im sogenannten „Malpighischen Schleimney“, wie der gelehrte Mediziner die Sommerprossen nennt, zu beseitigen, scheint kein Mangel. Das Beste an diesen Mitteln ist freilich, daß sie der Dichtung angehören. Daher möchten wir allen Geplagten raten, auch in der Dichtung den besten Trost zu suchen, die uns lehrt, daß

„Gar bald der leusche Winter
Mit dem Schneeglantz unsere Flecken sauber
Macht, auf daß wir strahlen wie die Lilien!“

Sine gute That.

Von Hans Paul.

Ein ärmlich eingerichtetes Stübchen. Frau Bohanka und ihre Tochter sitzen Tag und Nacht gebückt über ihrer Näharbeit, man hört nichts weiter als das monotone Geräusch der Nähmaschinen. Da hält Fräulein Marie das surrende Rad an, legt die Hände in den Schoß und sagt:

„Endlich, liebe Mutter, sind wir mit der Arbeit fertig.“

„Dem Himmel sei Dank,“ seufzt Frau Bohanka auf, „daß wir pünktlich liefern können. Frau Baronin v. Eberhard ist eine gute Kundin. Sie braucht die Regligées zu ihrer Badereise und da durften wir mit Bändern und Schleifen nicht sparsam umgehen.“

„Ja, es gab viel auszunutzen,“ bestätigte Marie, „und wenn Du mir nicht geholfen hättest, hätte ich's allein wirklich nicht schaffen können.“

„Nun, vier Hände bringen mehr vor sich als zwei,“ meinte die Mutter, „und wenn es sich um die Kundschaft der gnädigen Frau Baronin handelt, da müssen schon die äußersten Anstrengungen gemacht werden.“

Und daß sich die Ärmste bis zum Uebermaß angestrengt hatte, bewiesen schon die nächsten Tage. Ein quälender Husten machte sich von neuem bemerkbar, der arg an ihren Kräften zehrte. Marie pflegte die Kranke mit wahrhaft hingebender Zärtlichkeit, aber trotz aller Pflege traten die Krankheits Symptome von Tag zu Tag bedrückender auf.

Bald hielt denn auch Frau Sorge ihren Einzug in die kleine Wohnung. Mariens Verdienst wurde immer geringer, die wenigen zusammengesparten Groschen wanderten für Arznei in die Apotheke und bald schmückten die wenigen entbehrlichen Möbelstücke das Verfallene. Ganz fremd in der großen Stadt, lediglich auf die Arbeit ihrer Hände angewiesen, wagte Marie nicht, jemand ins Vertrauen zu ziehen und ihm Einblick in ihre Notlage zu gestatten. Ein eigentümlich peinliches Gefühl erfaßte sie, eine nervöse Unruhe vermochte sie nicht mehr zu unterdrücken. Des Nachts setzte sie sich an die Maschine und nähte bis zum Tagesanbruch, um den Lebensunterhalt für den nächsten Tag heranzuschaffen. Nur ein Gedanke erfüllte sie noch: ihrer kranken Mutter Erleichterung und Linderung bieten zu können, ihr weichte sie ihr ganzes Leben.

Die Verzweiflung trieb sie eines Nachmit-

tags auf die Straße, sie vermochte es in der dumpfen engen Stube nicht mehr auszuhalten. Equipagen jausten auf Gummirädern an ihr vorüber, gebaute Menschen promenierten auf dem Trottoir, — für sie hatte niemand auch nur einen Blick. Schon wollte Marie den ersten Besten um eine Geldspende aufsehen, aber die Worte erstarben ihr auf den Lippen und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

So kam sie auch in die Straße, in welcher die Baroin wohnte. Ein Landauer hielt vor dem Portal des Palais und ihr entstieg eine vornehme Dame mit einem Händchen auf dem Arme, das sie zärtlich streichelte.

„Wenn diese Dame ihren Hund so lieb-lost,“ dachte Marie, „so kann sie auch für das Elend der Menschen nicht gleichgiltig sein,“ und die Arme nahm sich ein Herz und schlich zaghaften Schrittes die Treppentufen empor. Aber es ist nicht so leicht, zu den Höhen dieser Welt zu gelangen. Ein Thürsteher in Livree musterte sie mit durchdringenden Blicken und fragte sie endlich, was sie hier zu suchen habe. Als sie ihm ihren Wunsch, mit der Herrin des Hauses sprechen zu wollen, in aller Bescheidenheit vorgetragen hatte, rief der Thürsteher nach längerem Ueberlegen einen Diener herbei, dessen Obhut er Marie übergab. Der Diener aber wies die Bittende mit barschen Worten zurück und erklärte, die gnädige Frau sei erst morgen Vormittag zu sprechen. Marie mußte unverrichteter Sache wieder umkehren.

Blutenden Herzens wankte sie von Neuem durch die Straßen. Keinen Pfennig Geld, kaum einen Bissen Brot mehr zu Hause, was sollte sie beginnen? Da kam ihr ein rettender Gedanke: sie hatte wunderschönes, gold-blondes Haar, — wenn sie ihre langen Zöpfe opferte, konnte sie wenigstens für das Notwendigste sorgen. Ohne weiteres Besinnen trat sie in einen Friseurladen, der Schmuck ihres Hauptes fiel unter der Scheere. Die paar Silberlinge trug sie zum Bäcker, zum Kaufmann, zum Schlächter. Ueberglücklich betrat sie die armselige Wohnung. Ein düster brennendes Lämpchen beleuchtete mit schwachem Schein die wachsblichen Gesichtszüge ihrer Mutter. „Gieb mir zu trinken,“ stöhnte die Kranke und Marie war übergelüchelt diesen Wunsch erfüllen zu können.

Ein lange, bange Nacht. Die Kranke wälzte sich im Fieber auf ihrem Schmerzenslager. Marie suchte ihr jede nur denkbare Erleichterung zu verschaffen, aber alle ihre Bemühungen hatten keinen Erfolg. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen auf das Gesicht einer Sterbenden. Langsam schliefen die Morgenstunden dahin. Wenn sie stärkende Medizin hätte herbeischaffen können, war vielleicht die Katastrophe noch hinausgeschoben, vielleicht ließ sie sich gänzlich aufhalten.

Gegen 11 Uhr machte sich Marie von Neuem auf den Weg zur Frau Baroin.

„Was Sie wohl denken, Kleine,“ meinte der Diener und zuckte die Achseln, „zu so früher Stunde ist die Gnädige noch nicht zu sprechen. Kommen Sie um 1 Uhr wieder.“ Damit schloß er ihr die Thüre vor der Nase zu.

Noch drei Stunden, — Marie irrte gleich einer Wahnsinnigen durch die Straßen. Schließlich setzte sie sich auf die Treppe einer Kirche nieder und zählte von Viertelstunde zu Viertelstunde die Glockenschläge. Halb zwölf, dreiviertel, zwölf Uhr: Die Fabriken wurden geschlossen, die Arbeiter eilten zum Mittagessen. Halb eins, — endlich ein voller Glockenschlag, . . . die so heiß ersehnte Zeit war gekommen.

„Da sind Sie ja schon wieder,“ knurrte der Diener ärgerlich, „Sie machen mir ja mehr Arbeit als Sie verantworten können. Aber nun schnell herein, die Gnädige will bald Toilette machen.“ Damit schob er Marie in einen Salon. Verblüfft stand das Mädchen vor all der Herrlichkeit und dem Prunk, welcher die Frau Baroin umgab. Dieselbe saß

in ein prachtvolles Morgenkostüm gekleidet, in einem Sessel, die Füße auf ein Sammetkissen gestützt, in ihrem Schooße lag das Händchen.

„Der Diener sagte mir, daß Sie mich auf alle Fälle sprechen wollen,“ meinte die Gnädige, „was wollen Sie denn so eilig von mir?“

„Gnädige Frau,“ antwortete Marie und Thränen liefen über ihre Wangen, „meine Mutter ist schwer krank, ich weiß vor Not und Elend weder aus noch ein, — bitte, helfen Sie uns!“

Die Baroin machte ein sehr ernstes Gesicht. „Das ist die alte Leier,“ meinte sie dann, „so sagen Alle, die nicht arbeiten wollen.“

„Aber ich habe doch schon so viel für Sie geliefert,“ wandte Marie ein, „all die Negligees sind von mir gefertigt worden.“

„So, so,“ wunderte sich die Baroin, „die waren sehr hübsch und sauber. Aber zu teuer, ich komme billiger weg, wenn ich diese Sachen in den Magazinen kaufe. Aber ich will gelegentlich mal bei der Dienerschaft nachfragen, vielleicht benötigt die etwas. Da's Ihnen nun gar so schlecht geht, bitte . . . hier . . .“ sie entnahm ihrem Portemonnaie das erste beste Silberstück und drückte es Marie in die Hand. Das Mädchen errödete über und über, — sie schämte sich, ein Almosen annehmen zu müssen. Noch ehe sie einen Dank gestammelt hatte, wurde der Gnädigen Besuch gemeldet. Ein paar Freundinnen erkundigten sich nach ihrem Befinden und als sie von der Notlage Mariens gehört hatten, beeilten sie sich zu versichern, daß auch sie sofort helfend eingreifen wollten. Auch der Baron erschien.

„Das ist ja ungeheuerlich, liebe Kleine,“ meinte er, „bei unserer so wohl organisirten Armenpflege sollte man so etwas gar nicht mehr für möglich halten. Natürlich werde ich Alles thun, was in meinen Kräften steht, schon morgen sollen Sie von mir hören.“

Aber es wurde morgen und übermorgen, es vergingen drei, vier Tage, — kein Mensch kümmerte sich um die beiden Einsamen. Von Neuem sprach Marie bei der Baroin um Arbeit vor. Die Dame war beschäftigt mit den Vorbereitungen zu einem Wohlthätigkeitsbazar; sie konnte sich doch nicht ausschließlich der Familie Bohanka widmen, ließ sie sagen, sie habe ja für noch mehr Hilfsbedürftige in der Stadt zu sorgen.

„Lassen Sie sich ja nicht so bald wieder hier sehen,“ schrie sie der Diener an, „wir sind hier in einem anständigen Hause, verstehen Sie?“

Von Entsetzen gepackt, eilte Marie wieder auf die Straße. Halb bewußlos vor Erschöpfung langte sie zu Hause an, ihre Knie zitterten, ohnmächtig sank sie zu Boden. Ein schwacher Auf ihrer Mutter gab ihr endlich die Bestimmung wieder.

„Mein armes Kind,“ flüsterte die Kranke und ein warmer Strahl der Mutterliebe belebte ihre Augen, „härme Dich nicht mehr um mich. Ich fühle, daß es mit meinen Kräften schnell zu Ende geht. Und das ist vielleicht gut so, denn die Sorge um mich bedrückt Dich mehr, als Du dir selbst eingestehst.“

Marie war vor dem Bett in die Knie gesunken, Thränen des Schmerzes und der Verzweiflung nähten ihre Wangen.

„Mutter, Mutter!“ rief sie verzweifelt aus, „verlaß mich nicht, laß' mich nicht als hilfloses Wesen zurück.“

Die Kranke legte ihre abgemagerten Hände auf das Haupt der Knieenden. „Weine nicht, mein Liebling,“ tröstete sie ihr Kind, „ich wünschte, ich könnte für Dich noch leben, aber der Himmel hat es anders bestimmt.“

Marie fühlte, wie die Hände der Verschwendenden erlärten, „Gott segne Dich“, erzitterte es noch wie ein Hauch vor ihrem Ohre, ein banger Seufzer erstarb in einem kaum vernehmbaren Atemzuge, — dann war Alles still. Mariachen suchte ihre Mutter durch Benetzen mit kaltem Wasser wieder in's Leben

zurückzurufen, aber all diese Versuche erwiesen sich als nutzlos, der bleiche Tod gab seine Beute nicht mehr frei.

Von der Angst vor etwas Unerforschlichem getrieben, begab sich Marie auf die Suche nach einem Arzt. Der Erste war verreist, der Zweite selbst unpaß, der Dritte war für die Armenpraxis in diesem Bezirk nicht zuständig. Unverrichteter Dinge kehrte sie nach Hause zurück.

Die Mutter lag kalt und starr auf ihrem Lager . . .

Ein Schrei der Angst, der Verzweiflung, der Klage entrang sich der Brust des der Verzweiflung nahen Mädchens. Ihr Kopf drohte zu zerspringen, ihre Lippen erbeben, das Herz klopfte in gewaltigen, unregelmäßigen Schlägen. Selbe und schwarze Punkte tanzten einen wilden Reigen vor ihren Augen, sie suchte mit krampfhaften Bewegungen der Arme nach einem Halt, sie fand keinen, — glitt vorn über den Boden und blieb reglos liegen . . .

— In den Morgenblättern war eine ergreifende Geschichte zu lesen. Eine Nähterin war tot in ihrer Wohnung aufgefunden worden, ihre Tochter hatte, wahrscheinlich aus Schreck, einen derart heftigen Nervenschoc erlitten, daß ärztliche Hilfe gegen das schon sehr weit vorgeschrittene Herzleiden sich als machtlos erwies. Unter den Händen des Arztes noch versagte das Herz für immer.

„Das ist ja eine ergreifende Geschichte,“ meinte die Baroin und legte das Zeitungsblatt bei Seite. „Es müßten doch Vorkehrungen getroffen werden, damit solche wehleidigen Sachen nicht öfter passieren.“

Der Diener flüsterte ihr etwas in's Ohr. „Nicht möglich,“ staunte die Gnädige, „die Frau Bohanka ist das? Und da habe ich gestern eine ganze Menge alte Sachen zusammen suchen lassen, die wir zum Ausbessern hinschicken wollten! . . .“

„Bohanka, Bohanka?“ sagte der Baron, „war das nicht die kleine Nähterin, die erst vor Kurzem mal hier war? Na, da sah sie aber noch ganz munter aus. Aber so ist's mit diesen Leuten, so was lebt immer nur von der Hand in den Mund.“

„Ja, aber für ein anständiges Begräbniß müssen wir nun doch Sorge tragen,“ seufzte die Baroin, „das hat man von seiner Gutmüthigkeit. Nicht genug, daß man Alles gethan hat, um ihnen das Leben so angenehm wie möglich zu machen, müssen wir auch im Tode noch für sie eintreten.“

Das Leichen-Begräbniß war ein fast pomp-haftes, die Beteiligung eine so starke, wie sie bei „Armen-Leichen“ noch nie vorgekommen war. Und das Alles nur, weil sich die Frau Baroin an die Spitze eines Komitees gestellt hatte, das die Kosten der Beerdigung aus freiwilligen Gaben zu bestreiten sich vorgenommen hatte.

Eine wahrhaft, edle Frau, die Baroin, hieß es in der Trauer-Versammlung. „Es ist wirklich nicht zu begreifen, weshalb sich die Leute nicht schon bei Lebzeiten an sie gewandt haben. Aber auch jetzt ist es noch nicht zu spät für eine gute That —“

Magisches Quadrat.

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und nennen einen Monat, eine Bezeichnung für einen Erlass des Yaren, einen Roman von Zola, einen Nebenfluß der Donau.

Diamanträtsel.

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen nennen 1. einen Konsonanten, 2. einen Ausruf des Erstaunens, 3. einen französischen Operntropfen, 4. eine bekannte Stadt Persiens, 5. ein Land Aiens, 6. eine französische Stadt, 7. einen Konsonanten. Richtig gefunden lautet die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten Mittelreihe.